

Barbara Smit

DREI STREIFEN GEGEN PUMA

Wie aus einem Bruderzwist
zwei Weltkonzerne entstanden

riva

© des Titels »Drei Streifen gegen Puma« (ISBN 978-3-86883-918-0)
2015 by riva-Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.riva-verlag.de>

VORWORT

© des Titels »Drei Streifen gegen Puma« (ISBN 978-3-86883-918-0)
2015 by riva-Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.riva-verlag.de>

Vor zehn Jahren standen sie in Metallregalen aufgestapelt in einem staubigen Fabriklager oder vergammelten im hintersten Eck einer Halle. Heute werden von Adi Dassler handgefertigte Spikes in sorgfältig gekennzeichneten Schachteln bei exakt bemessener Raumtemperatur verwahrt und dürfen nur mit Handschuhen berührt werden. Der hölzerne Schreibtisch des Adidas-Gründers steht in einem ultramodernen Gebäude des Unternehmenssitzes in der Mitte eines kahlen, dunklen Raums mit der getragenen Atmosphäre einer Krypta. Am anderen Ende der Straße stehen die von Rudolf Dasslers Mitarbeitern gefertigten raffinierten Schuhe, die von einigen der besten Fußballspieler getragen wurden, ordentlich in Regalen aufgereiht. Helmut Fischer, leitender Berater bei Puma, zuständig für die Archivverwaltung und einer der treuesten Angestellten des Unternehmens, überwacht die wachsende Sammlung.

Nach der Veröffentlichung der ersten Auflage dieses Buchs 2005 haben sowohl Adidas als auch Puma ihre eigenen Bemühungen um die Erforschung ihrer jeweiligen Unternehmensgeschichte verstärkt, die voller beeindruckender Bilder von sportlichen Triumpfen und einer Menge Anregungen für Designer ist. Ein von Adidas für die interne Verwendung erstelltes dickes Buch beschäftigt sich mit vielen berühmten Sportlern, die die drei Streifen auf ihren Trikots trugen, scheut aber auch nicht vor einer Darstellung der unrühmlicheren taktischen Manöver in der Sportbranche zurück. Dokumentarfilmer stießen bei ihren Nachforschungen auf neues Bildmaterial zur Dassler-Familie. Journalisten führten ihre Recherchen im Sportgeschäft oft in die Zeit von Horst Dassler und seinen Freunden zurück.

Die Neuauflage dieses Buchs verfolgt nicht das Ziel, die Anfangsjahre von Adidas und Puma neu zu bewerten oder um Anekdoten aus vielen anderen Teilen der Welt zu ergänzen, sondern die Geschichte

der beiden Unternehmen fortzuschreiben. Nach all den Recherchen, die ich für die Dokumentation der Rivalität zwischen Adidas und Puma durchgeführt hatte, lag es für mich als Wirtschaftsjournalistin, die sich in den letzten zehn Jahren mit der Sportbranche beschäftigt hat, nahe, den Aufstieg der beiden Unternehmen in einem zunehmend globalen und von Superlativen geprägten Markt weiter zu beobachten. Adidas und Puma waren in einige der faszinierendsten Trends der Konsumkultur involviert – von der Globalisierung über den Hype der sozialen Medien bis zur wachsenden Konvergenz von Mode, Unterhaltung und Sport.

Ein Besuch in Herzogenaurach ruft jedes Mal ein eigenartiges, unbestimmbares Gefühl hervor, auch wenn in der kleinen Stadt immer weniger an die Geschichte der Dasslers erinnert. Adidas hat das Gelände neben dem Bahnhof, von dem aus die Marke mit den drei Streifen auf dem Markt eingeführt wurde, und das benachbarte Wohnhaus von Adi und Käthe Dassler verkauft. Im einstigen Wohnzimmer stehen Fitnessgeräte für das Reebok-Team. Adidas wird 2018 nach Fertigstellung der letzten Erweiterungsbauten ganz in die World of Sports, einen riesigen Gebäudekomplex am Stadtrand, umziehen. Der ehemalige Firmensitz von Puma in der Würzburger Straße, in dem Rudolf und Armin Dassler den Aufstieg des Unternehmens planten, wird kaum noch genutzt. Nur wenige Kilometer von der Adidas-Anlage entfernt baut Puma seinen globalen Hauptsitz inklusive Veranstaltungszentrum und Outlet-Store aus.

Einige von Adi Dasslers Nachfahren der dritten Generation sind nach Herzogenaurach zurückgekehrt. Horst und Klaus Bente, zwei der Söhne von Inge Dassler, verhandeln mit Adidas über den Nachlass von Adi Dassler. Auf der anderen Seite der Familie ist eines der Enkelkinder von Rudolf Dassler mittlerweile eine hochkarätige Führungskraft in der internationalen Sportindustrie geworden. Nach seiner Wahl zum Präsidenten des Weltverbands der Sportartikelindustrie 2014 scherzte Frank Dassler, seinen Vater Armin hätte es sicher sehr stolz gemacht, ihn in dieser Position zu sehen – allerdings hätte er, der älteste Sohn von Rudolf Dassler, sich wohl kaum vorstellen können, dass Frank Dassler zum Zeitpunkt seiner Ernennung als Chefjurist bei Adidas tätig war.

Die Rivalität zwischen Adidas und Puma ist bis heute von einer besonderen Anspannung geprägt. Die persönlichen Komponenten

der Fehde sind jedoch in den Hintergrund getreten, und beide Unternehmen mussten sich mit der immer härter werdenden, zunehmend globalen Konkurrenz in der Sportbranche auseinandersetzen. Die beiden Marken müssen die Zweitligisten in Kaiserslautern ebenso ansprechen wie die Jogger in Peking oder die modebewusste Käuferin in Mexico City. Adidas und Puma wurden nicht nur mit dem Ausbau der Führungsrolle von Nike, sondern auch mit dem frechen Neuling Under Armour und mehreren anderen unvertrauten Rivalen konfrontiert.

Seit die Preise im Fußballgeschäft vor zehn Jahren unvorstellbare Höhen erreichten, haben die Ansprüche im Bereich des Sportmarketing eine ganz neue Dimension angenommen. In einer Zeit, in der von Ausstattern für das Recht, führende europäische Fußballmannschaften in Trikots mit ihrem Logo spielen zu sehen, Zahlungen von fast 100 Millionen Euro pro Jahr erwartet werden, würden ihnen die Schachteln mit schicken Accessoires, die die Dassler-Mitarbeiter in den Anfangsjahren verschickten, nicht einmal mehr einen Platz in der ersten Reihe einer Besucherloge sichern.

Mein Dank geht an die Manager und anderen Quellen, die sich während der Vorbereitungen zu den neuen Kapiteln dieses Buchs noch einmal zu Interviews bereit erklärt haben. Außerdem danke ich den zahlreichen weiteren Personen, die in den vielen Jahren meiner Berichterstattung die Geschichte durch ihre freundliche Hilfestellung und durch aufschlussreiche Gespräche ergänzt haben: denjenigen, denen das Buch gefiel und die an der Neuauflage teilhaben wollten, denjenigen, die mit ihren eigenen Hinweisen und Anekdoten mein Interesse entfachten, den Sportlern und den Unternehmern, die diese Branche so schillernd machen, und den vielen Managern von Adidas und Puma, die mir in ihren Büros – von Schanghai über São Paulo bis nach Delhi und Moskau – die Türen öffneten und ihren Teil zu der faszinierenden Geschichte beitrugen.

© des Titels »Drei Streifen gegen Puma« (ISBN 978-3-86883-918-0)
2015 by riva-Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.riva-verlag.de>

Kapitel I

DIE DASSLER-JUNGS

© des Titels »Drei Streifen gegen Puma« (ISBN 978-3-86883-918-0)
2015 by riva-Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.riva-verlag.de>

Mit einem breiten Grinsen posierten die beiden jungen Männer vor ihren auf Hochglanz polierten Fahrzeugen. Autos konnten sich in der Weimarer Zeit nur reiche Leute leisten. Rudolf Dassler gönnte sich immerhin einen Mercedes-Sportwagen, sein jüngerer Bruder Adolf, genannt Adi, begnügte sich ein wenig bescheidener mit einem Triumph-Motorrad mit Beiwagen. Seitdem sie in den Zwanzigerjahren angefangen hatten, Schuhe herzustellen, und zwar mit wachsendem Erfolg, waren die Dasslers die begehrtesten Junggesellen der Stadt.

Adolf und Rudolf Dassler, Inhaber der Firma Gebrüder Dassler, sorgten im fränkischen Herzogenaurach für unerhört geschäftigen Wirbel. Wenn Adi hinter dem Elternhaus seine Rennschuhe fabrizierte, schüttelten die älteren Leute nur den Kopf. Sie meinten wohl, der junge Mann wäre besser beraten, mit dem Unsinn aufzuhören und sich auf robustes, strapazierfähiges Schuhwerk zu konzentrieren. Doch der drahtige Adi hatte sich von klein auf für Sport begeistert, und die Dasslers waren mit so viel Schwung an die Arbeit gegangen, dass ihre Fabrik immer mehr zum Anziehungspunkt für Sportenthusiasten aus ganz Deutschland wurde.

Mit ihren krummen Dornen und dem auf die Zunge gravierten Firmennamen unterschieden sich Dassler-Sportschuhe vor allem durch ihre Geschmeidigkeit und Leichtigkeit von der Konkurrenz. Ihre Perfektion verdankten sie stundenlanger Feinarbeit. Die fertigen Schuhe wurden von Adi und seinen ebenso sportbegeisterten Freunden einem ausgedehnten Leistungstest unterzogen.

Die Partnerschaft der beiden gegensätzlichen Brüder funktionierte zu dieser Zeit reibungslos. Adi Dassler, ein wortkarger, nicht gerade großer Mann, fühlte sich in seiner staubigen Werkstatt, in der es nach Leder und Klebstoff roch, am wohlsten. Hier bastelte er in Ruhe an seinen Musterstücken und suchte unentwegt nach Möglichkeiten,

seine Schuhe noch leichter zu machen und sie den Bedürfnissen der Läufer besser anzupassen. Gesprächig wurde er nur, wenn von Sport die Rede war.

Sein Bruder Rudolf hingegen war mit seiner lauten, extrovertierten Art die ideale Besetzung für die Leitung des rasch wachsenden Verkaufsteams der Firma. Unbeirrt durch die in Deutschland herrschende Wirtschaftskrise, beschwatzte er seine Kunden so lange, bis er einen Auftrag in der Tasche und aus der Obsession seines Bruders bare Münze gemacht hatte. So konnten sich die beiden bald den Luxus eines Autos und eines Motorrads sowie teure Anzüge und schicke Zigarettenspitzen leisten.

Mit ihrer Firma setzten die Brüder einen Schlusstrich unter eine Familientradition, die über Generationen hinweg mit der Textilindustrie verbunden gewesen war. Vater Christoph Dassler, ein ernster Mann mit dunklem Bart, war wie seine Vorfahren Weber gewesen und noch nach alter deutscher Handwerkstradition als Geselle auf Wanderschaft gegangen. So lernte er in Gera seine spätere Frau Paulina Spittula kennen und heiratete sie im Oktober 1891. Ein Jahr später wurde Fritz, der älteste Sohn, geboren. Doch die industrielle Revolution machte Christoph arbeitslos, weshalb er mit seiner kleinen Familie wieder nach Franken zog, wo er aufgewachsen war. Der Weber kam dort in einer der vielen Schuhfabriken unter, die den historischen Ortskern von Herzogenaurach säumten.

Während Christoph Dassler in der fränkischen Schuhfabrik mühsam die Nähtechniken erlernte, besserte Paulina das bescheidene Einkommen ihres Mannes durch die Gründung einer Wäscherei auf. Der Familienbiograf beschrieb sie als »eine vergnügte, etwas mollige Person, die bei aller Arbeit nichts gegen ein lustiges Schwätzchen hatte«. Zusammen mit ihrer Tochter Marie, die im Februar 1894 auf die Welt gekommen war, wusch und bügelte sie die Wäsche ihrer Kunden in der Waschküche hinter ihrem Haus am Hirtengraben. Die sauberen Stücke wurden von ihren Söhnen in einem klapprigen Leiterwagen ausgeliefert. Der kleine Rudolf, der im April 1898 geboren worden war, lief neben seinem Bruder Fritz her, und dann war da noch Adolf, der jüngste Dassler, der im November 1900 das Licht der Welt erblickte. In Herzogenaurach waren die drei bald als die »Waschbuben« bekannt. Für die Kinder lohnte sich die Sache, denn wer es sich leisten konnte, seine Wäsche zum Wa-

schen fortzugeben, hatte meist auch ein Trinkgeld für die jungen Kuriere übrig.

Fritz, der Älteste, verließ als Erster die mittelalterliche Kleinstadt und bekam eine Anstellung in einer Bank in München. Rudolf lernte in der Fabrik, in der auch sein Vater arbeitete, die Schuhherstellung von der Pike auf. Und Adi, der Kleinste, veranstaltete, noch während er die Schulbank drückte, mit Vorliebe Sportwettkämpfe. Seine Sportbegeisterung überschritt bei Weitem das übliche Maß. Mit Fritz Zehlein, einem ebenso zähen Burschen, zog es ihn zum Dauerlauf in den Wald oder zum Schwimmen in den eiskalten Fluss. Gemeinsam schnitzten sie Speere aus Holzstöcken und übten mit geeigneten Steinen Kugelstoßen. »Die beiden waren unzertrennlich«, hält Zehleins Neffe fest. »Jeden freien Augenblick waren sie miteinander unterwegs, immer zu sportlichen Wettkämpfen aufgelegt.« Sie spielten bei der örtlichen Fußballmannschaft mit, wo Adi als Mittelstürmer glänzte, aber auch Boxen gehörte zu ihren Lieblingsbetätigungen. Als die Mitglieder des von ihnen gegründeten Boxvereins jedoch feststellten, dass sie sich dort bestenfalls einmal wöchentlich eine Abreibung abholen konnten, löste sich der Verein alsbald auf. Später bauten die Freunde eine behelfsmäßige Skisprungschanze und stürzten sich auf notdürftig gewachsenen Brettern in die Tiefe.

Im August 1914 war die unbeschwerte Jugend zu Ende. Fritz und Rudolf wurden eingezogen und an die Front nach Belgien geschickt. Wie viele tausend Leidensgenossen glaubten die beiden Brüder, sie würden in wenigen Monaten wieder zu Hause sein, aber sie mussten vier lange Jahre in den Schützengraben Flanderns ausharren. Die Lage für die Familie daheim wurde immer ungewisser, weil es mit der einheimischen Schuhindustrie rasant bergab ging. Besorgt verfolgte Christoph, wie fast die Hälfte der dreißig Schuhfabriken von Herzogenaurach ihre Pforten schloss. Damit wenigstens sein jüngster Sohn einen sicheren Arbeitsplatz hatte, besorgte er ihm im November 1914 eine Lehrstelle bei der Bäckerei Weiß an der Bamberger Straße. Adi musste nun lange vor Sonnenaufgang aufstehen und 18 Stunden täglich bei brütender Hitze schuften. Nach drei harten Jahren ungeliebter Arbeit erhielt er seinen Gesellenbrief, aber selbstständig machte er sich in diesem Beruf nie, denn das Kaiserreich forderte auch seine Dienste. Anfang 1918 wurde der 17-jährige Adolf wie seine Brüder an die belgische Front geschickt.

Rudolf wurde Zeuge einiger besonders schrecklicher Szenen. Zwar blieb ihm die Schlacht um Flandern erspart, weil er von einem Eisenbahnwagen stürzte und in ein Krankenhaus gebracht wurde – zwei Tage bevor die schwersten Kämpfe begannen. Aber bis zu dem Zeitpunkt, als sein Regiment im März 1918 zur großen Schlacht nach Frankreich abgezogen wurde, hatte er sich wieder erholt. »Die Gegend bietet einen trostlosen Anblick, nachdem die Ortschaften zu Trümmerhaufen zerschossen sind und die unzähligen Granattrichter voll Wasser stehen, da es Tag und Nacht regnet, sind die Laufgräben stark verschlammte«, schrieb Rudolfs Kommandeur. »Einen unendlich traurigen Anblick bieten auch die zahlreichen in den Trichtern, Straßengräben, und Hecken liegenden unbeerdigten Gefallenen, dazu die vielen Pferdekadaver in dem verwüsteten Gelände, das mit zerstörtem Kriegsgerät, Ausrüstung und Munition übersät ist«. Rudolf Dassler konnte sich glücklich schätzen, mit militärischen Ehren und lediglich einer leichten Wunde an seinem linken Unterschenkel heimzukehren.

Als alle drei fast zwei Jahre später wohlbehalten nach Hause kamen, stand die Wäscherei ihrer Mutter leer. Paulina hatte ihr Geschäft aufgegeben. Im Elend der Nachkriegsjahre konnte es sich in Herzogenaurach kaum noch jemand leisten, seine Kleider waschen zu lassen. Adi Dassler, der auf keinen Fall in die Bäckerei zurückwollte, zögerte nicht lange: Er würde seine eigene Schuhwerkstatt eröffnen, und zwar direkt hier in der alten Waschküche seiner Mutter.

Tagelang streifte er mit dem Fahrrad durch die Dörfer und sammelte alles ein, was auch nur im Entferntesten für seine Werkstatt tauglich war. Von den Kampfhelmen und Brotsäcken konnte man die Lederriemen abschneiden, um sie zu Schuhsohlen zu verarbeiten; zerrissene Fallschirme und Hafersäcke eigneten sich für die Herstellung leichter Schuhe. Mit seinen Freunden baute Adi die merkwürdigsten Vorrichtungen, um die Produktion in Gang zu setzen. Dazu zählte eine Lederfräse, die mit einer Fahrradkurbel verbunden war: Mangels Strom wurde das Gerät von Adis sportlichen Freunden angetrieben.

Die Anfang 1920 gegründete Firma bestand zunächst aus drei Mitarbeitern. Zwei traten abwechselnd in die Pedale, während Adi die Fertigung übernahm. Sein Vater Christoph schaute in der Mittagspause vorbei und lieferte wertvolle Tipps, Schwester Marie half beim Nähen. Wenn die Belegschaft frühmorgens eintraf, musste sie



Not macht erfinderisch: Mit dieser Lederfräse bearbeitete Adi Dassler Schuhsohlen. Mangels Strom wurde das Ungetüm per Fahrradkurbel von sportlichen Mitstreitern angetrieben.

nicht selten über Adis Bett steigen: Er hatte vor der Tür sein Lager aufgeschlagen, damit er mitternächtliche Geistesblitze sofort in die Tat umsetzen konnte.

Bald schloss sich Rudolf Dassler der geschäftstüchtigen Mannschaft an. Nach seiner Rückkehr aus Belgien hatte er in München eine kurze Polizistenausbildung durchlaufen. Danach ging er zur Landpolizei, besann sich aber bald auf sein großes Verkaufstalent, das er zunächst einer Porzellanfabrik, dann einer Lederhandlung in Nürnberg zur Verfügung stellte, bis ihn Adi 1923 in die Firma holte – mit einer Schreibmaschine als Kapitaleinlage.

Die Dassler-Brüder produzierten nun robustes, langlebiges Schuhwerk. Adi war jedoch nach wie vor entschlossen, Schuhe zu entwerfen, die ausschließlich dem Sport dienen. Zunächst experimentierte er mit verschiedenen Modellen, die er und seine Freunde selbst ausprobierten. Emsig entwarf er Rennschuhe, die er auf ausgedehnten Waldläufen testete. Die Dornen wurden von seinem Freund Fritz Zehlein in der Schmiede seines Vaters hergestellt und durch die Schuhsohlen getrieben.

Die große Wirtschaftskrise, die nach den enormen Reparationsverpflichtungen des Versailler Vertrags in der Weimarer Republik herrschte, traf auch das kleine Provinznest hart. Nahezu 70 Prozent der Einwohner in Herzogenaurach waren arbeitslos. »Wegen der vielen Arbeiter war Herzogenaurach als rote Stadt bekannt«, erklärt Klaus-Peter Gäbelein vom Heimatverein. »Aber die Depression bedeutete das Aus für viele kleinere Fabriken.«

Sport und andere Vergnügungen lockten trotz schmaler Geldbörsen die Massen, die für jede Ablenkung von ihrem Elend dankbar waren. Zwar wurzelte die deutsche Sporttradition im Turnen, aber nach Kriegsende gab es weit aufregendere Sportereignisse zu bestaunen. Viele tausend Fans drängten sich auf den wackligen Tribünen der Fußballstadien bei den Meisterschaftsspielen, die seit 1920 stattfanden. Boxen war durch die Waffenstillstandsbedingungen untersagt, aber nach Aufhebung des Verbots avancierten die Boxer zu wahren Nationalhelden. Einige von ihnen hatten in englischen Kriegsgefangenenlagern das Boxen gelernt. Die Zeit war reif, um Adis selbst entworfene Sportartikel im großen Stil zu vermarkten.

Am 1. Juli 1924 wurde die Firma Gebrüder Dassler schließlich offiziell aus der Taufe gehoben. Die Inhaber Rudolf und Adi meldeten Patente für Rennschuhe und Fußballschuhe mit Ballenschutz an. Geschickt nutzten sie die wachsende Sportbegeisterung der Nation, indem sie Prospekte und Päckchen mit Dassler-Schuhen an die vielen neu gegründeten Sportvereine schickten. Die Resonanz war überwältigend. Die Dassler-Schuhe waren von so herausragender Qualität, dass die Hersteller in Herzogenaurach bald die Neugier der angesehensten Sportexperten des Landes weckten. Von nun an wussten die Brüder, dass sie die gut gemeinten Ratschläge der Skeptiker getrost in den Wind schlagen konnten: Sie stellten die Herstellung von Straßenschuhen ganz ein und widmeten sich ausschließlich dem Sport.

Der Durchbruch kam, als ein Motorrad mit quietschenden Reifen vor der Schuhfabrik hielt. Im Sattel saß Josef Waitzer, ein großer, schlanker Mann mit Bürstenschnitt und einem gepflegten Schnurrbart. Der Trainer der deutschen Olympiamannschaft hatte von den Laufschuhen der Sportfreunde aus Herzogenaurach gehört und war eigens angereist, um sich die Produktion anzusehen. Waitzer brauchte die besten Schuhe für seine Athleten, die 1928 bei den Olympischen Spielen



Aus Mutters Waschküche siedelten Adi und seine 25 Mitarbeiter 1926 in diese Fabrikhalle um. Einige der Maschinen waren vom Vorbesitzer übernommen worden.

in Amsterdam antreten sollten. Der unerwartete Besucher verwickelte Adi in stundenlange Gespräche, beide verband die Begeisterung für alles, was mit Sport zusammenhing. Waitzer selbst hatte 1912 als Speer- und Diskuswerfer an den Olympischen Spielen in Stockholm teilgenommen. Bei dem Wettbewerb hatten vor allem die Skandinavier Medaillen abgesahnt. Waitzer ging zwar leer aus, aber er engagierte sich anschließend als Trainer und verfasste mehrere Handbücher über das Speer- und Hammerwerfen.

Josef Waitzers Motorrad mit Beiwagen wurde bald zum vertrauten Anblick vor den Toren der Fabrik. Schließlich wurde er ein enger Freund Adis und Berater der Firma. Beim gemeinsamen Waldlauf besprachen die beiden ausführlich, wie die Schuhe zu verbessern wären.

Als die Schuhfabrik Weil 1926 schließen musste, siedelten Adi und Rudolf aus der Waschküche ihrer Mutter in die leer stehende Fabrik am anderen Ufer der Aurach um. Die gesamte Ausrüstung der Gebrüder Dassler passte auf einen Pferdekarren. In dem angemieteten Ziegelbau mit den hohen Fenstern, günstig gelegen gegenüber dem Bahnhof, waren sogar einige brauchbare Maschinen der Vorbesitzer zurückgeblieben. Mit einer Belegschaft von inzwischen 25 Mitarbeitern wuchs der Umsatz so rasch, dass die Dasslers allmählich ihren Erfolg genießen konnten. Nach harten Nachkriegsjahren ging es ab Mitte der Zwanzigerjahre glücklicherweise wieder aufwärts, und auch die Firma konnte von diesem Aufschwung profitieren.

Rudolfs Junggesellenjahre gingen nach einer schicksalhaften Begegnung am Nürnberger Bahnhof zu Ende. Nach einem Abend mit seinem Bruder Fritz fiel ihm auf dem Bahnsteig eine dunkelhaarige Schönheit auf – die 18-jährige Friedl Strasser mit ihrer jüngeren Schwester Betti und ihrer Cousine. Es entwickelte sich ein Gespräch, das im Zug fortgesetzt wurde. Am Ziel angelangt, hatte sich Rudolf mit der munteren Friedl verabredet. »Rudolf war ein bisschen aufgeblasen, aber für Friedl stand fest, dass sie den Mann ihres Lebens kennengelernt hatte«, erinnert sich ihre Schwester Betti. Der Vater der Mädchen war kurz nach dem Krieg gestorben, und sie waren bei ihrer Mutter aufgewachsen, die in Fürth ein Lebensmittelgeschäft führte. Am Sonntag, den 6. Mai 1928, wurde mit 40 Gästen Hochzeit gefeiert.

Das junge Paar zog mit in das enge Haus der Familie in Herzogenaaurach ein, und Friedl, die aus einer katholischen Familie mit konservativen Vorstellungen stammte, übernahm klaglos die Rolle der Hausfrau. Das kleine Haus am Hirtengraben platzte endgültig aus allen Nähten, nachdem im September 1929 der älteste Sohn, Armin Adolf, zur Welt gekommen war. Die Brüder beschlossen nun, auch bestärkt durch die neuerliche Wirtschaftskrise, direkt hinter ihrer Fabrik ein größeres Heim für die ganze Familie zu bauen. So konnten sie einen Teil ihres Vermögens durch den Hausbau in Sicherheit bringen.

Nach den kurzen »Goldenen Zwanzigern« stürzte das Land nun in den Strudel des Zusammenbruchs der Weltwirtschaft. Durch die einsetzende Massenarbeitslosigkeit verschlechterte sich die soziale Lage dramatisch und machte extremistischen Politikern den Weg

frei. Die radikalen Maßnahmen, die Adolf Hitler propagierte, fanden wachsende Zustimmung.

Auch den Brüdern Dassler gefielen die Versprechungen der Nationalsozialisten. Im nahe gelegenen Nürnberg, dem Schauplatz der Reichsparteitage, fanden imposante Massenkundgebungen statt, und Julius Streicher verbreitete sein antisemitisches Gift über den in Nürnberg erscheinenden *Stürmer*. Wie er später zugab, wählte Rudolf Dassler schon ab 1932 die NSDAP und gehörte zu den ersten Anhängern der Nazis in seiner Heimatstadt. Während aus den Wahlen die NSDAP im ganzen Land als stärkste Partei hervorging, stand die konservative Mehrheit in der Kleinstadt nach wie vor hinter Reichspräsident von Hindenburg, und die Nazis konnten nur 22 Prozent der Wähler auf sich vereinen. Die drei Brüder Dassler traten am 1. Mai 1933 geschlossen der Partei bei.

Adi Dassler lebte zu diesem Zeitpunkt in Pirmasens, dem Mekka der Schuhindustrie in den Pfälzer Bergen. Obwohl seine Firma in rasantem Tempo wuchs, wollte er seine technischen Kenntnisse verbessern, denn alles, was er über die Schuhherstellung wusste, hatte er von seinem Vater gelernt. Der 32-Jährige meldete sich an der angesehenen Schuhfachschule an, wo er wegen seiner Erfahrung die Erlaubnis erhielt, einen Zweijahreskurs in elf Monaten zu absolvieren. Er wohnte aber wie alle anderen Schüler im Wohnheim und teilte sich auch die Pflichten mit ihnen. Weil es ihm darum ging, möglichst leichte Schuhe zu produzieren, erschien er zum Unterricht meist mit seiner Waage. Rudolf führte unterdessen die Firma mit rund siebzig Mitarbeitern alleine weiter.

Zu Adis Lehrern an der Schuhfachschule zählte Franz Martz, der in Pirmasens als Leistenmodelleur einen hervorragenden Ruf genoss. Bei einem Termin im Haus des Technikers lernte Adi dessen Tochter Käthe kennen. Das 15-jährige blonde Mädchen war das zweitälteste der sechs Kinder der Familie Martz. Franz Martz sah mit Wohlwollen, dass sich zwischen seinem Schüler und seiner Tochter eine Beziehung anbahnte. Neben Rudolf Dassler war er Trauzeuge, als das Paar an einem gründlich verregneten Tag im März 1934 in Pirmasens heiratete. Die temperamentvolle Braut bekam schnell einen Vorgesmack von dem, was sie in ihrer Ehe erwartete: Adi entführte sie zur Hochzeitsreise erst einmal an den Schliersee, um ihr das Skifahren beizubringen.

Wieder in Herzogenaurach, bezog das Paar das Erdgeschoss in der neuen Villa der Familie neben der Schuhfabrik. Das wesentlich kleinere Haus am Hirtengraben überließen sie Fritz. In der ehemaligen Waschküche hielt die Lederhosenfabrik Kraxler Einzug. Rudolf bewohnte im neuen Haus mit Frau und Kind den ersten Stock, während die zweite Etage den Eltern Christoph und Paulina vorbehalten blieb. Doch schon bald sollte der Haussegen in der Großfamilie schief hängen.

Kapitel 2

DER OWENS-COUP

© des Titels »Drei Streifen gegen Puma« (ISBN 978-3-86883-918-0)
2015 by riva-Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.riva-verlag.de>

Die Geschäfte der Gebrüder Dassler entwickelten sich unter den Nationalsozialisten blendend. Nach der Machtübernahme im Januar 1933 setzten die Nazis schnell ihr diktatorisches Programm in die Tat um. Zu den vordringlichen Zielen der neuen Machthaber zählte die Förderung des Sports. Er schien Hitler das geeignete Instrument, um militärische Tugenden wie Disziplin und Kameradschaft zu fördern und eine Armee athletischer junger Männer heranzuzüchten. Seine Vorstellung von einer erfolgreichen Sportpolitik hielt er in *Mein Kampf* folgendermaßen fest: »Man gebe der Nation 6 Millionen sportlich tadellos trainierte Körper, alle von fanatischer Vaterlandsiebe durchglüht und zu höchstem Angriffsgeist erzogen, und ein nationaler Staat wird aus ihnen, wenn notwendig, in nicht einmal zwei Jahren, eine Armee geschaffen haben.«

Überdies besaßen Sporterverfolge einen hohen Propagandawert. In diesem Sinne wurde der deutsche Sport neu organisiert. Nach dem Prinzip der Gleichschaltung wurden sämtliche Klubs und Vereine unter dem NS-Banner zur Zusammenarbeit gezwungen. Der Sport galt im »Dritten Reich« als Akt der politischen Überzeugung und Vaterlandsiebe. Auch der Aufbau der Hitlerjugend war Teil der NS-Sportpolitik, deren Programm teils aus sportlicher Betätigung, teils aus politischer Erziehung bestand und die bald Millionen deutsche Jugendliche erfasste.

Mit der Durchsetzung dieser Ideologie stieg die Nachfrage nach Sportschuhen zur Freude der Dasslers sprunghaft an. Die Fabrik wurde mehrmals erweitert, erhielt Anbauten und um 1935 einen Eingangsturm. Außerdem wurde später ein zweites Werk am anderen Ufer der Aurach in der Würzburger Straße erworben.

Adi schloss sich der Jugendorganisation an, um weiterhin Kontakte zu den jungen Sportlern der Stadt zu pflegen. Später erklärte er,

er sei 1935 der Hitlerjugend beigetreten und habe als Trainer und Zulieferer fungiert. Bei einer Parade für eine lokale Parteigröße sah man ihn in Naziuniform – mit dem Hakenkreuz am Revers.

Hitler selbst begeisterte sich vor allem für Autorennen und Boxen, zwei sehr populäre Sportarten, die ebenfalls nationalsozialistisch aufgeladen und in entsprechende Rituale eingebunden wurden. Auf Fototerminen mit Max Schmeling, dem Meister im Schwergewicht, der zum größten deutschen Sporthelden der Zwischenkriegszeit werden sollte, legte der »Führer« größten Wert. Der Boxer wurde mehrmals zum Tee zu Hitler gebeten, obwohl er sich standhaft weigerte, der Partei beizutreten.

Max Schmeling, der Anfang der Dreißigerjahre lange Zeit in den USA gelebt hatte, lehnte auch das Ansinnen der NS-Führung ab, seinen jüdischen Manager Joe Jacobs zu entlassen. Eine Kostprobe des um sich greifenden Antisemitismus in seiner Heimat bekam er, als der Empfangschef eines vornehmen Berliner Hotels es ablehnte, Jacobs ein Zimmer zu vermieten. »Wenn das in New York in die Zeitungen kommt«, drohte Schmeling, »haben Sie zum letzten Mal amerikanische Gäste gesehen. Ist das Zimmer jetzt frei oder nicht?« Der Mann an der Rezeption füllte kleinlaut das Formular aus.

Nachdem es nicht gelungen war, Max Schmeling zu vereinnahmen, verzichtete das Propagandaministerium darauf, ihn vor seinem Kampf um den Weltmeistertitel im Schwergewicht zu unterstützen, der am 19. Juni 1936 in New York stattfand. Es sah so aus, als hätte der Deutsche ohnehin keine Chance gegen seinen Gegner Joe Louis, den Afroamerikaner, der als unschlagbar galt. Doch die Propagandabosse des Regimes schlugen einen anderen Ton an, als Schmeling den sogenannten »Braunen Bomber« durch K.o. besiegte. Unter den Telegrammen, die er anschließend in seinem Hotelzimmer vorfand, war auch eines von Josef Goebbels: »Zu Ihrem wunderbaren Sieg, den wir heute Nacht am Rundfunk erlebt haben, meine allerherzlichsten Glückwünsche. Ich weiß, daß Sie für Deutschland gekämpft haben. Ihr Sieg ist ein deutscher Sieg. Wir sind stolz auf Sie. Mit Heil Hitler und herzlichen Grüßen, Ihr Dr. Goebbels« In den Wochen darauf wurde der Sieg des »arischen« Boxers über den »Neger« propagandistisch ins Rampenlicht gesetzt. Das Regime hätte sich keinen besseren Auftakt für die Olympischen Spiele wünschen können, die im folgenden Monat in Berlin begannen.

Die Spiele waren der deutschen Hauptstadt schon zwei Jahre vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten zugesagt worden. Hitler aber sah die Wettkämpfe als Angelegenheit von höchster Priorität für das »Dritte Reich«, denn sie boten eine hervorragende Bühne, um die angebliche Überlegenheit der »arischen Rasse« zu demonstrieren. Gleichzeitig hoffte man, die anderen europäischen Nationen etwas besänftigen zu können, die die Entwicklungen in Deutschland mit wachsender Sorge beobachteten.

Einige Stimmen im Internationalen Olympischen Komitee wandten bereits ein, unter den gegebenen Umständen könnten die Spiele nicht in Berlin stattfinden. Zu den prominenten Opfern der Rassenpolitik gehörte Helena Mayer, die als Fechterin zur Olympiade antreten wollte. Sie hatte 1928 für Deutschland Gold geholt, aber weil ihr Vater Jude war, wurde ihr die Teilnahme in Berlin verboten. Theodor Lewald, der keinen rein arischen Stammbaum nachweisen konnte, wurde seines Amtes als Präsident des deutschen Olympischen Komitees enthoben.

Die Dassler-Brüder fürchteten, mit den Spielen eine erstklassige Werbefläche zu verlieren. Dank der Unterstützung durch Jo Waitzer hatten ihre Sportschuhe inzwischen auch jenseits der deutschen Grenzen einen guten Ruf erworben. Bei der letzten Olympiade von 1932 waren sie dank der deutschen Athleten, die in »Waitzer-Schuhen« antraten, bis nach Amerika vorgedrungen; unter anderem mit Arthur Jonath, der die Bronzemedaille im 100-Meter-Lauf gewann. Die Olympiade in Berlin sollte für die Dasslers ein Heimspiel werden. Nach wie vor konnten sie sich auf die Hilfe von Josef Waitzer verlassen, den die Nazis wieder als Trainer für die deutschen Leichtathleten engagiert hatten.

Im Vorfeld der Olympiade meldeten sich jedoch die amerikanischen Sportler mit massiven Protesten zu Wort, auf Großkundgebungen in New York wurde ein Boykott der »NS-Spiele« gefordert. Die Debatte tobte drei Jahre lang. Schließlich beschloss Avery Brundage, der Präsident des US-amerikanischen Olympischen Komitees, sich persönlich ein Bild von der Lage zu machen. Doch Josef Goebbels wickelte seinen amerikanischen Gast nach allen Regeln der Kunst ein, und als Brundage in die Vereinigten Staaten zurückkehrte, war er davon überzeugt, dass die Juden im deutschen Sport eine faire Chance erhielten.

Wie stur und rücksichtslos: Die Rassentrennung wurde schon durch die im September 1935 erlassenen Nürnberger Gesetze zementiert. Aller bürgerlichen Rechte beraubt, durften Juden sowie Menschen mit teilweise jüdischen Vorfahren keiner Sportorganisation beitreten.

Dennoch, Avery Brundage setzte sich durch. Autokratisch verfocht er Pierre de Coubertins Credo, dass ungeachtet der Umstände die Olympischen Spiele alle vier Jahre stattfinden sollten, und machte seine Kritiker mundtot. Bei einer Versammlung der Amateur Athletic Union (Verband der Amateursportler) im Dezember 1935 wurde der Vorschlag, die Spiele in Berlin zu boykottieren, mit knapper Mehrheit abgelehnt. So steuerte der Transatlantikliner »Manhattan« schließlich mit den amerikanischen Athleten an Bord Hamburg an.

Unterdessen sorgte der deutsche Antisemitismus bei den europäischen Nachbarn für wachsende Empörung. Kurz vor der Eröffnung der Olympiade äußerte Henri Baillet-Latour, Präsident des Internationalen Olympischen Komitees, sein Entsetzen über die vielen antisemitischen Plakate, die er im ganzen Land gesehen hatte. Als einer der wenigen, die Hitler die Stirn boten, erklärte er dem »Führer«, dass die Parolen entfernt werden müssten – sonst würden die Spiele abgesagt. Hitler, der seinen Zorn nur mühsam zügeln konnte, befahl, die Hetzplakate abzuhängen.

Ungeachtet dieser Konzessionen war Hitler entschlossen, die Olympiade im großen Stil zu inszenieren. Die regimetreue Regisseurin Leni Riefenstahl erhielt unbegrenzte Mittel für ihre Filmarbeiten bei diesem Ereignis. Hitler ordnete den Bau eines bombastischen Stadions an, beklagte sich aber unentwegt, dass alles zu klein ausfalle. Das olympische Dorf war zwischen gepflegten Rasenflächen und eigens angelegten Teichen in einem majestätischen Wald angesiedelt und bestand aus zahlreichen geräumigen Bungalows, einer Kantine, einer Bücherei und vielen weiteren Einrichtungen. Mehrere Wochen lang trainierten und plauderten hier Athleten aus aller Welt, ohne zu ahnen, welche Gräueltaten die deutschen Machthaber planten.

Unter den Sportlern im Dorf genoss ein Kurzstreckenläufer größte Bewunderung. Jesse Owens, Sohn eines Baumwollpflückers aus Alabama, hatte dank eines Stipendiums an der Universität von Ohio sein außerordentliches Sporttalent trainieren können. Seine große Stunde kam am 25. Mai 1935 bei einem Universitätswettkampf in Ann

Arbor, Michigan. Hier stellte Owens innerhalb von 45 Minuten vier Weltrekorde auf. Wie es in den nächsten Tagen in der amerikanischen Presse hieß, hatte Hitler sich persönlich nach dem schwarzen Rekordbrecher erkundigt, der die deutschen Medaillenhoffnungen für Berlin bedrohte.

Deutsche Zeitungen druckten Owens' Foto zusammen mit dem Bild eines Affen ab und schrieben seine Schnelligkeit »animalischen Qualitäten« zu. Dennoch feierte ihn die deutsche Öffentlichkeit für seine Leistungen. Zu seinem Erstaunen skandierten seine Bewunderer seinen Namen, als er in Hamburg von Bord ging.

Adi Dassler hatte größte Hochachtung vor Owens' Können und setzte alles daran, den schwarzen Sportler mit seinen Schuhen zu versorgen. Sein Freund Josef Waitzer hielt es allerdings für ratsam, zurückhaltend aufzutreten. Bestimmt seien die Nazis nicht begeistert, wenn sie herausfänden, dass eine fränkische Schuhfabrik die Spikes lieferte, mit denen ein »Neger« ihre arischen Sportler schlug. Aber Dassler ließ sich nicht beirren. Sollten die Politiker sagen, was sie wollten, Jesse Owens war ein großartiger Athlet, und er würde zweifellos der Held der Berliner Olympiade werden.

Adi Dassler stieg in seinen Opel Olympia, das jüngste Modell aus deutscher Produktion, und fuhr auf der neu gebauten Autobahn nach Berlin. An der Seite von Josef Waitzer gewährte man ihm, mit mehreren Paar Sportschuhen und einem Reparaturköfferchen ausgerüstet, ohne Umstände Zugang zum olympischen Dorf. Bei den amerikanischen Wettkämpfern angelangt, packte Adi schüchtern seine Sportschuhe aus und konnte Jesse Owens schließlich mit Händen und Füßen dazu bewegen, sie anzuprobieren.

Besonders hart umkämpft waren die Medaillen im Weitsprung. Hier maß sich Jesse Owens mit dem Deutschen Lutz Long, der ohne Weiteres als arischer Musterknabe hätte posieren können. Nach einem hitzigen Duell trat Lutz Long zu seinem letzten Sprung an. Hitler strahlte, als der Deutsche, der alles gab, mit erstaunlichen 7,87 Metern den von Owens zuvor aufgestellten olympischen Rekord brach.

Doch der Amerikaner war sichtlich unbeeindruckt. Beifall brauste auf, als er sich auf seinen letzten Sprung vorbereitete. Nach zwei langen Minuten stiller Konzentration sprintete Owens in vollem Tempo auf das Brett zu. Er stieß sich mit solcher Kraft ab, dass es einen

Augenblick den Anschein hatte, als würde er über der Sandgrube schweben. Owens übertraf den vorherigen Rekord mit unglaublichen 8,06 Meter. Zu Hitlers Entsetzen schloss Lutz Long den Sieger spontan in die Arme und gratulierte ihm. Arm in Arm und freundschaftlich plaudernd, gingen der »Arier« und der »Neger« an der Loge des beleidigten »Führers« vorbei.

Auch bei den Laufwettkämpfen wurden die Leistungen des Amerikaners von Adolf Hitler geschmäht: Er stürmte nach dem spektakulären Triumph des Schwarzen über 100 Meter wortlos aus seiner Loge. Aber Owens ignorierte das Durcheinander. Mit erstaunlicher Gelassenheit holte er zwei weitere Goldmedaillen über 200 Meter und im Staffellauf. Unter den begeisterten Zuschauern war auch Adi Dassler, der sich vor Stolz und Aufregung kaum halten konnte: Owens trug Rennschuhe aus seiner Fertigung.

Owens Erfolge festigten den guten Ruf der Dassler-Schuhe unter den berühmtesten Sportlern der Welt. Bereits etabliert als führender Sportschuhhersteller des Landes, flatterten nun Briefe aus aller Welt auf den Schreibtisch der Brüder. Die Trainer anderer Nationalmannschaften interessierten sich für die Schuhe. Athleten, die zu internationalen Wettkämpfen nach Deutschland kamen, schauten in Herzogenaurach vorbei, um den Schuh zu testen, den Jesse Owens getragen hatte.

Doch mittlerweile wuchsen die Spannungen in der Familie. Während die Firma auf Erfolgskurs blieb, sorgten die unterschiedlichen Charaktere der Brüder für Zwist. Rudolf, unter dessen Regie der Umsatz des Unternehmens rapide anstieg, hatte für die Leidenschaft, mit der Adi an seinen Sportschuhen tüftelte, wenig Verständnis. Immer wieder verlor er die Geduld, wenn sein Bruder so tat, als gingen ihn die geschäftlichen Aspekte nichts an. Adi hingegen störte sich an der großtuerischen, lauten Art seines älteren Bruders.

Während diese Differenzen im Betrieb schon zu unangenehmen Wortwechseln führten, schlugen die Frauen der Familie in der benachbarten Villa einen noch schärferen Ton an. Rudolfs Friedl, eine auf Harmonie bedachte, zurückhaltende Frau, hatte sich durch ihre Anpassungsfähigkeit die Zuneigung ihrer Schwiegereltern erworben. Sie kümmerte sich um ihren Sohn Armin, war aber auch immer bereit, in der Firma einzuspringen. Dass ihr Mann sich gern amüsierte,

toleriert sie stillschweigend, und auch seinen barschen Ton nahm sie hin. Nach den ultrakonservativen Vorstellungen der alten Dasslers war sie eine vorbildliche Schwiegertochter.

Adis Frau Käthe war hingegen selbstbewusster. Zwar bediente auch sie ihren Mann, ohne zu murren, und stand jeden Morgen um vier auf, nur um ihm Würstchen zu braten. Sie sah auch geduldig zu, wenn er Hochsprung übte, und packte ihm die Brotzeit für die Fußballspiele am Wochenende ein. Dennoch, es dauerte seine Zeit, bis die junge Frau sich eingelebt hatte. »Sie war ein ernster Mensch, doch das lockere Pfälzer Temperament in ihrer Umgebung gewöhnt«, schrieb Hermann Utermann, der Biograf der Familie. Diese dickköpfige Käthe bekam immer wieder mit dem Rest der Familie Streit. »Besonders leicht machte es ihr auch nicht die Familie ihres Schwagers«, stellt Utermann fest. Ein allgemeiner Eindruck war, dass kurz nach Käthes Ankunft die Atmosphäre in der Villa immer angespannter wurde. Friedls Schwester Betti, sonst ein regelmäßiger Gast, kam nun seltener nach Herzogenaurach. »Käthe hatte gelernt, sich zu wehren«, sagte sie. »Ständig wurde wegen irgendetwas gestritten.« Wegen Käthes leicht trotziger Haltung kam Rudolf zu der Überzeugung, sie hätte etwas gegen ihn – sie, ein ehrgeiziger Eindringling, der das zuvor so enge Verhältnis zwischen den Brüdern vorsätzlich zerstörte.

Weiteren Konfliktstoff lieferte die Politik. Die Brüder hatten sich zwar beide auf die Nazibewegung eingelassen: Sie unterschrieben ihre Briefe konsequent mit dem obligatorischen »Heil Hitler!«; beide waren auch Mitglieder beim NS-Kraftfahrkorps (NSKK), das 1931 gegründet wurde und zunächst eine Unterabteilung der SA war. Dennoch waren sie nicht immer gleichermaßen bei der Sache. Während Rudolf dem Regime unkritisch gegenüberstand, hatte Adi zum Teil seine eigenen Ansichten und Methoden.

Zum Beispiel war da Hans Zenger, ein Mitarbeiter der Firma, den Adi unter seinen Schutz stellte. Nach einem unbotmäßigen Auftritt beim Besuch eines Obersturmbannführers in Herzogenaurach im Jahr 1937 war er aus der Hitlerjugend ausgeschlossen worden, und Adolf Dassler wurde aufgefordert, Zenger zu entlassen. Das tat der aber nicht. »Adi Dassler hat meine Entlassung verhindert«, erinnert sich Zenger. »Er wusste, dass ich wohl an der Front gelandet wäre, wenn mich die Gebrüder Dassler entlassen hätten.«

Solchen Ereignissen folgten regelmäßig Auseinandersetzungen zwischen den Brüdern, die die Frage aufwarfen, wer denn nun in der Firma das Sagen habe. Aber es kam noch schlimmer: Mit dem Ausbruch des Krieges schlugen die Reibereien zwischen den beiden Paaren in offene Feindschaft um.

Kapitel 3

BRUDERKRIEG

Nach der Olympiade in Berlin hatte das Unternehmen durch die Sportbegeisterung der Nazis enormen Auftrieb erhalten. Vor 1939 war der Jahresabsatz auf sensationelle 200 000 Paar gestiegen. Aber als das Regime mit Beginn des Zweiten Weltkriegs seine Prioritäten auf das Schlachtfeld verlegte, war es mit dem Höhenflug der Sportschuhhersteller vorerst vorbei.

Die Schwierigkeiten begannen am 28. August 1939, als Hitlers Regime für alle wichtigen Güter die Bezugsscheinpflicht einführte. Von nun an gehörten Schuhe zu den Produkten, die man nur mit Marken erwerben konnte, und die Gebrüder Dassler mussten die Produktion diesem Sachverhalt anpassen. Während das NS-Regime den Übergang zu der neuen Regelung organisatorisch vorbereitete, kam der Verkauf völlig zum Erliegen. Kurze Zeit später erhielten die Dasslers die Anweisung, die Belegschaft und die Produktion um die Hälfte herunterzufahren.

Nach der Umstrukturierung der Wirtschaft wurde die deutsche Schuhindustrie insgesamt der Reichswirtschaftsgruppe für Leder unterstellt. Die Beamten in Berlin stellten auf umfangreichen Diagrammen halbjährliche Instruktionen für die Schuhproduktion des gesamten Landes zusammen – wobei genau festgelegt war, welches Kontingent auf Armeestiefel und anderes militärisches Schuhwerk entfiel. Sportschuhe waren in der Planung der NS-Behörde nicht vorgesehen.

Offenbar ließen sich die Zuständigen die Sache einige Monate lang durch den Kopf gehen, ordneten aber dann Ende 1939 die völlige Schließung des Unternehmens für das folgende Jahr an – eine Entscheidung, die kurze Zeit später zurückgenommen wurde, vermutlich weil die Machthaber wenigstens eine Fabrik benötigten, die Sportschuhe herstellte. Schließlich bekam die Firma die Genehmigung, 6 000 Paar pro Monat zu produzieren.

Am 7. August 1940 erhielt Adi den schon länger befürchteten Brief von der Wehrmacht. Er wurde aufgefordert, sich Anfang Dezember zur Ausbildung als Funker beim Nachrichtenregiment 13 in Buchenbühl bei Nürnberg zu melden. Unter den Einberufenen waren auch Christoph Zehlein, einer der engsten Freunde der Dassler-Brüder, sowie die beiden Söhne ihrer Schwester Marie.

Anders als seine beiden Neffen wurde Adi von seinen militärischen Pflichten bald wieder entbunden. Im Rang eines Offiziers wurde er am 28. Februar 1941 nach drei kurzen Monaten bei der Wehrmacht als unabhkömmlich eingestuft. Er konnte die Behörden offenbar überzeugen, dass seine technischen Fachkenntnisse für die Produktion unverzichtbar waren. Inzwischen war die Sportschuhherstellung streng reglementiert und auf die Disziplinen beschränkt, die den Nazis am meisten am Herzen lagen. In einem Brief an ihre Vertriebspartner erklärten die Dasslers, ihr Sortiment habe zu 80 Prozent aus Turnschuhen, gefolgt von Fußballschuhen mit 15 Prozent und Laufschuhen mit 5 Prozent, zu bestehen. Die NS-Vorschriften sahen außerdem vor, dass die Händler ihre Bestellung für die drei Kategorien in genau diesem Mengenverhältnis abgeben mussten. Nach wie vor wurden im Katalog »Waitzer«-Laufschuhe angeboten, daneben war das Fußballschuhsortiment um Modelle mit Namen wie »Kampf« und »Blitz« erweitert worden.

Während deutsche Soldaten Europa verwüsteten, ging das Leben im kleinstädtischen Herzogenaurach beinahe den gewohnten Gang. Auch die Dasslers hatten wie ihre Nachbarn inzwischen zur Selbstversorgung Gemüsebeete im Garten angelegt. Käthe hielt außerdem Hühner und einige Schweine. Nachdem Adi wieder zu Hause war, führte die Familie, zu der mittlerweile neben Inge und Horst, den Ältesten, auch noch Karin und Brigitte gehörten, ein geradezu idyllisches Leben. Sonntags trafen sie sich mit Freunden zu einem ausgedehnten Frühstück oder organisierten Picknicks an den Ufern der Aurach.

Im Verlauf des Krieges schlossen die Behörden immer mehr kleinere Fabriken und konzentrierten die Herstellung auf wenige größere Unternehmen. Obwohl Gebrüder Dassler ein Kleinbetrieb war, entging er immer wieder der Schließung. Während die Bürokraten in Berlin Hunderte Firmen zwangsstilllegten, wurde den Dasslers eine Verdoppelung des monatlichen Kontingents zugebilligt. Weil aber

immer mehr Männer eingezogen wurden, fehlte im Betrieb bald Personal. Um seine Aufträge erfüllen zu können, forderte Adi Dassler deshalb im Oktober 1942 fünf russische Kriegsgefangene an.

Unterdessen bekamen auch die Bewohner der deutschen Städte durch die schweren Bombardierungen die Folgen des Krieges zu spüren. In Herzogenaurach zitterten die Menschen im Februar 1943 zwei Nächte lang in ihren Kellern, als Bombergeschwader über den Ort hinwegzogen, um Nürnberg und Würzburg in Schutt und Asche zu legen. Das Städtchen selbst blieb weitgehend verschont, nur fünf Menschen kamen durch Streubomben um. Die Eröffnung der Ostfront (im Juni 1941) hatte für die Söhne der Stadt weitaus größere Konsequenzen.

Auch in der Familie Dassler hinterließ die angespannte Kriegsmosphäre ihre Spuren. Vor allem Rudolf sorgte für Unfrieden. Seine Schwester Marie war zum Beispiel am Boden zerstört, als er sich weigerte, ihre beiden Söhne in der Firma zu beschäftigen. »Rudolf wies ihre Bitten einfach ab und meinte, es gebe schon genügend familiäre Probleme im Betrieb«, erinnert sich seine Schwägerin Betti. »Er konnte unglaublich grob und gemein sein.«

Fritz, der älteste der drei Brüder, ergriff meist für Rudolf Partei. Er führte im alten Haus der Familie am Hirtengraben eine Lederhosenfabrik, die nun verpflichtet wurde, Brotsäcke für deutsche Soldaten herzustellen. Fritz war ebenfalls überzeugter Nazi, er trug das Parteiabzeichen mit dem Hakenkreuz stolz am Revers. Bei Kriegsausbruch arrangierte er sich zwar mit seinen Brüdern, um einige Mitarbeiter zu schützen, aber später wechselten er und Adi kaum noch ein Wort.

Fritz zögerte beispielsweise nicht, die junge Maria Ploner zum Einsatz als Flakhelferin freizustellen. Sie hatte seit 1938 für ihn Leder genäht und war zuvor vier Jahre lang bei den Gebrüdern Dassler beschäftigt gewesen. Adi war tief betroffen, als er erfuhr, dass Maria ihren Arbeitsplatz in der Lederhosenfabrik verlieren sollte. »Er hat gefunden, dass Fritz nicht anständig war, weil schon meine beiden Brüder an der Front waren«, erinnert sich Maria Ploner. Adi Dassler brachte sie in seiner Firma unter, wo sie bis zum Kriegsende unbehelligt arbeiten konnte. Auch Marias Vater, Jakob Ploner, einen stadtbekanntem Kommunisten, konnte er offensichtlich durch die Beschäftigung in seiner Fabrik beschützen.

Adis frühe Entlassung aus dem Militärdienst sorgte für weiteren Unmut. Es sah jetzt so aus, als sei der jüngere Bruder der Unentbehrliche im Führungsduo, was Rudolf und Friedl verdross. Sie redeten sich ein, dass Adi unter dem schlechten Einfluss von Käthe vorhabe, sie beide auszubooten. Die wachsenden Spannungen entluden sich schließlich in handfestem Streit, und Rudolfs Verdächtigungen gewannen allmählich paranoiden Charakter.

Als wieder einmal nachts die Bomber über Herzogenaurach flogen, suchte Rudolf mit Armin, Friedl und Betti Zuflucht im Luftschutzkeller. Kurze Zeit später stießen Käthe und der schlecht gelaunte Adi dazu. »Da sind die Schweinehunde wieder«, polterte Adi, als er den Keller betrat. Für Betti lag auf der Hand, dass er die Kampfflugzeuge meinte, aber Rudolf platzte vor Wut. »Man konnte Rudolf nicht klarmachen, dass die Bemerkung nicht auf ihn gemünzt war«, erinnert sich Betti.

Aus dem Hickhack wurde blanker Hass, als Hitler im Januar 1943 die »totale Mobilmachung« anordnete, um doch noch den Endsieg zu erzwingen. Dies bedeutete, dass alle Männer im Alter von 16 bis 65 Jahren und alle Frauen zwischen 17 und 45 Jahren zur Verteidigung des Reichs herangezogen werden konnten. Während Adi Dassler nach wie vor als unabhkömmlich galt, kam Rudolf als Notdienstverpflichteter zu einem Regiment im sächsischen Glauchau.

Anfang April wurde Rudolf einer Zolldienststelle in der Kleinstadt Tuschin im Kreis Litzmannstadt zugewiesen. So hieß die polnische Ortschaft Lodz während der deutschen Besatzung, die (bevor Rudolf dort eintraf) für die Ermordung fast der gesamten jüdischen Bevölkerung der Stadt verantwortlich war. Wegen angeblicher Nachtblindheit erhielt Rudolf einen Posten in der Schreibstube. Verglichen mit Millionen anderen deutschen Soldaten, hatte er es gut getroffen, aber er kam nicht darüber hinweg, dass sein Bruder nicht eingezogen worden war. Käthe Dassler erinnerte sich später an einen bitteren Brief Rudolfs: »Ich werde nicht davor zurückschrecken, eine Betriebsstilllegung zu beantragen«, schrieb er aus Tuschin an Adi, »damit auch Du einer Tätigkeit zugeführt wirst, bei der Du den Vorgesetzten spielen kannst und als erstklassiger Sportler Gewehrträger wirst.«

Sechs Monate später schien es, als hätte Rudolf sein Ziel erreicht. Ein Schreiben aus Berlin teilte Adi mit, dass die Schuhfabrik stillgelegt werden sollte. Der Krieg fordere die Requirierung weiterer Ar-

beiter und Maschinen für die Waffenproduktion. Josef Goebbels rief den »totalen Krieg« aus, was für die deutsche Zivilbevölkerung noch größere Schrecken brachte. Die letzten Reserven des Landes wurden für den Krieg mobilisiert, sodass die verbleibende Zivilbevölkerung, aber vor allem die Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter bis zu siebenzig Stunden und mehr pro Woche in den Rüstungsfabriken schufteten mussten. Sportschuhe wurden nicht mehr gebraucht, denn kulturelle und sportliche Ereignisse hatten im »totalen Krieg« nichts verloren. Die Maschinen der Fabrik sollten unterdessen zur Herstellung von Ersatzteilen für Panzer und Panzerfäuste eingesetzt werden.

Rudolf, der gerade auf Heimaturlaub war, als die Entscheidung bekannt wurde, eilte in die Fabrik, um einige Ledervorräte in Sicherheit zu bringen und die Schuhproduktion sofort zu beenden. Empört stellte er fest, dass sein Bruder vor ihm im Lager gewesen war und bereits Leder beiseitegeschafft hatte, also wandte er sich an einige hochrangige Freunde bei der NS-Kreisleitung. Umgehend wurde Adi ins Amt zitiert. »Mein Schwager [war] dort vermutlich eine große Nummer, denn mein Mann wurde aufgefordert, sich unverzüglich zu melden, wobei er von diesen Herren beleidigend behandelt wurde«, hielt Käthe Dassler später fest.

Die Aufregung legte sich, als Rudolf in seine Zolldienststelle zurückkehrte. Doch auch im fernen Polen setzte er alles daran, die Kontrolle über die Firma zurückzugewinnen. Durch seine Kontakte bei der Luftwaffe bemühte er sich, statt der Rüstungsgüter einen Auftrag zur Fertigung von Fallschirmspringerstiefeln zu erhalten, für die er persönlich ein Patent angemeldet hatte. Rudolf hoffte, wenn die Firma mit der Stiefelherstellung betraut würde, könne er nach Herzogenaurach zurückkehren und die Sache in die Hand nehmen. Zu seinem Leidwesen stellte sich heraus, dass das Patent Mängel aufwies. Aus dem Plan wurde nichts.

Während Adi Panzerteile fertigte, rückten die Panzer der Roten Armee bis nach Tuschin vor, wo sein Bruder Dienst tat. Anfang 1945 war die Lage so bedrohlich, dass Rudolf desertierte. Als Motiv gab er später an, seine Einheit sei der SS zugeteilt worden – Himmlers sogenannter Schutzstaffel. »Dieser Umstand, meine Abneigung gegen Himmlers Polizeiherrschaft, die Nähe der Front und die Tatsache, dass der Krieg längst verloren war, veranlassten mich Mitte Januar

1945, mich jeder weiteren Dienstleistung zu entziehen«, schrieb er später in einer inoffiziellen Darstellung. Als Rudolf erschöpft und völlig aufgelöst in Herzogenaurach eintraf, suchte er schnurstracks einen befreundeten Arzt auf, der ihm in einem Attest bescheinigte, er sei wegen einer Erfrierung am Fuß dienstuntauglich.

Einige Wochen später erfuhr er, dass seine frühere Einheit in Tuschin aufgelöst worden war, als sowjetische Panzer am 19. Januar Lodz befreiten. Aber das »Dritte Reich« hatte noch nicht kapituliert, und wie Rudolf berichtet, hatten ihm seine Vorgesetzten bei der SS befohlen, sich bei einer ihrer Unterorganisationen zum Dienst zu melden: dem berüchtigten Sicherheitsdienst (SD). Der von Himmler gegründete Nachrichtendienst unterstand seit 1943 der Führung von Ernst Kaltenbrunner. In dieser Funktion war Kaltenbrunner maßgeblich verantwortlich für die Deportation Hunderttausender Juden in die Vernichtungslager. In zahlreichen Fällen schaltete er sich persönlich ein, um die Verfolgung zu intensivieren. Er war namentlich an der Vorbereitung der Deportation der ungarischen Juden in entscheidender Weise beteiligt und drängte noch auf deren Durchführung, als sich die Rote Armee bereits kurz vor Budapest befand; es war Kaltenbrunner, der den Fußmarsch von 35 000 ungarischen Juden von Budapest bis zur österreichischen Grenze anordnete, der Tausende das Leben kostete. Rudolf war also nach eigenen Angaben zu einer Nebenstelle des SD nach Fürstenwalde bei Berlin beordert worden, hatte sich aber geweigert, für den SD zu arbeiten, und war zu dem Termin nicht erschienen.

Obwohl die Alliierten zügig vorrückten, hielten es eifrige Gestapo-Leute für sinnvoll, Rudolf Dassler als Deserteur anzuklagen. Nach seiner Darstellung meldete er sich am 13. März 1945 bei der Dienststelle in Nürnberg und erfuhr, er solle sich zur Verfügung halten, bis sein Fall geprüft sei. Ohne diese Anordnung zu beachten, verließ er das Gestapo-Gebäude unauffällig und kehrte am 29. März wieder nach Herzogenaurach zurück. Die 3. US-Armee unter Führung von General Patton hatte gerade bei Oppenheim den Rhein überquert, und Rudolf hatte gehört, dass sein Vater im Sterben lag. »Ich rechnete damit, dass mein Ausbleiben infolge der damaligen turbulenten Verhältnisse in Berlin keine besondere Beachtung mehr finden würde«, schrieb er.

Die Familie Dassler kam am 4. April zur Beerdigung von Christoph Dassler zusammen, dem bescheidenen Schuhmacher, der acht-

zigjährig an Herzversagen gestorben war. Am nächsten Tag hatte Rudolfs Schwägerin Betti düstere Vorahnungen, als sie auf das Haus der Dasslers zuing. Irgendetwas stimmte nicht. Als sie zur Tür hereinkam, fand sie ihre Schwester Friedl vor, die offenbar unter Schock stand und jammerte, Rudolf sei verhaftet worden. Die Gestapo hatte ihn geholt und für einige Tage in Nürnberg im Untersuchungsgefängnis an der Bärenschanzstraße inhaftiert. Erst nach der Befreiung durch die Amerikaner mehrere Tage später konnte er nach Hause zurückkehren.

In den vergangenen Monaten hatten nur noch die unbelehrbaren Anhänger des Regimes an den »Endsieg« geglaubt. Die Bewohner Herzogenaurachs machten sich jedenfalls Ende März 1945, als die US-Panzer den Rhein überquerten, auf die Ankunft der Alliierten gefasst. Die NS-Führung rief zwar pflichtgetreu zur Verteidigung der Stadt auf, was aber nur halbherzige Anstrengungen zur Folge hatte. Am Samstag, den 14. April, brachen sechzig Mann auf, um sich der US-Armee entgegenzustellen. Wenige Kilometer außerhalb der Stadt hatte sich jedoch bereits die Hälfte der Verteidiger unauffällig aus dem Staub gemacht. Da meinten auch die Übrigen, es habe keinen Sinn, und machten kehrt. Dieser nicht gerade glorreiche Rückzug wurde vollends zur Farce, als die Kämpfer einigen Frauen begegneten, die gerade den Weinkeller im benachbarten Anwesen des NS-Außenministers Joachim von Ribbentrop geplündert hatten. Ihre Beute, die sie in Körben davonschleppten, teilten sie großmütig mit den kampfmüden Soldaten aus Herzogenaurach.

Die beiden Brücken über die Aurach wurden gesprengt, aber als die US-Truppen am Montag, den 16. April, in den frühen Morgenstunden einrückten, hatten sie von den Einheimischen wenig zu befürchten. Valentin Fröhlich, der konservative Bürgermeister der Vorkriegszeit, konnte ein Blutvergießen verhindern, indem er die überzeugten Nazis der Stadt bewog, sich zu ergeben. Wieder blieben den Bewohnern von Herzogenaurach die Sanktionen erspart, die die Menschen in anderen deutschen Städten beim Einzug der Alliierten erwarteten.

Wie der Biograf der Dasslers in seiner unveröffentlichten Darstellung schrieb, machten einige US-Panzer vor der Fabrik halt. Sie erwogen die Zerstörung des Gebäudes, in dem sie SS-Offiziere vermuteten, als eine junge Frau herauskam. Die 28-jährige Käthe marschierte tapfer auf die Soldaten zu und bat sie, die Fabrik stehen zu